

ist. Zur menschlichen Reife gelangen nur diejenigen, die alle drei Entwicklungsstufen annehmen und bewältigen: Projektion – Emanzipation – Integration.

Es ist natürlich wenig wahrscheinlich, daß man pädagogisch jemals in die Lage kommt, den Wachstums- und Reifeprozess des jungen Menschen zu fördern und steuern zu können, wenn man gleich in der letzten Phase ansetzt. Dem psychischen Entwicklungszustand des Kindes dürfte die Projektion, dem des Pubertierenden die Emanzipation und erst dem jungen Erwachsenen die Integration entsprechen – Integration freilich nicht im Sinn blinder Anpassung, sondern als Aussöhnung des Menschen mit den vorhandenen Gegebenheiten verstanden. Der schulischen Situation wie dem Anspruch des Evangeliums dürfte ein Religionsunterricht unter dem Leitthema der Emanzipation eher entsprechen als ein solcher unter dem der Integration.

Überhaupt dürfte die gegenwärtige Curriculumsdiskussion überfordert sein, wenn man von ihr eine Begründung des schulischen Religionsunterrichts erwarten wollte. Es ist schon viel erreicht, wenn seine Vereinbarkeit mit dem Globalziel moderner Schulpädagogik aufgewiesen und der mögliche eigenständige Beitrag der Religionspädagogik zu diesem Globalziel im einzelnen aufgezeigt wird. Unter diesem Aspekt gewinnen die Bemühungen S. Vierzigs, aber auch die anderer Religionspädagogen ein anderes Gesicht, als es Karb in seinem Beitrag umschreibt. „Jede Lösung tendiert auf Erlösung, die in Jesus Christus Wirklichkeit geworden und von seiner Kirche an den Menschen, mit den Gläubenden und Liebenden in dieser Welt realisiert wird“ (W. Heinen, Begründung christlicher Moral, 1969, 132). *Wolfgang Offele*

Bekenntnisse eines Trinkers

„Erwachte vor Henris Grab, fing an zu be- greifen und wollte aufstehen. Ein Schrei hatte mich geweckt. Ich begriff, daß ich es war, der geschrien hatte . . . Die Flasche neben mir war leer. Glocken läuteten. Auch ein zweiter Versuch, aufzustehen, scheiterte. Starke Magenschmerzen. Ich warf die Flasche gegen den nächsten Grabstein und betrachtete minutenlang die zitternden Hände. Zwei bis drei Flaschen pro Tag.“ So beginnt das „Tagebuch einer Entziehung“, das der 43jährige Hans Frick, Autor der Romane „Mulligans Rückkehr“, „Henri“, „Der Plan des Stefan Kaminsky“ und „Breinitzer oder die andere Schuld“, 181 Tage lang, vom 20. Mai bis zum 16. November 1970, führte¹. Frick ist „einer von vielen, einer von 1,5 Millionen Trinkern“, jahrelang trinkt er täglich mehrere Flaschen hochprozentigen Alkohol. Seine Leber ist total ruiniert, er selber in jeder Hinsicht – an Körper und Geist – zerrüttet: Er

besitzt keinerlei Konzentrationsfähigkeit mehr; beginnt, alogisch zu denken; reagiert unberechenbar und aggressiv; gerät immer mehr in die soziale Isolierung; leidet unter schweren Depressionen. Selbst einige Selbstmordversuche hat er hinter sich.

In dieser verzweifelten, nahezu ausweglosen Situation verbietet sich Frick eines Tages (am 20. Mai 1970) plötzlich – nach einem der unvermeidlichen Zusammenbrüche – den nächsten Schluck Alkohol und bleibt nüchtern. Die Folgen sind anfangs entsetzlich. Denn sein Organismus, an Alkohol gewöhnt, wehrt sich gegen die Entziehung mit furchtbaren Anfällen von Panik, Angstträumen, Halluzinationen, Schmerzen aller Art: „Trommelnde Herzschläge; Angst, die in Erregung auslief. Ich zitterte am ganzen Körper. Schweißausbruch. Wieder die Vorstellung, aus einer Flasche Kognak zu trinken. Die Herzschläge zerschlugen Hals und Kopf. Ich sah eine grinsende, weißgeschminkte Visage, aus der schwarzlackierte Augen hervorquollen. Geräusche, als würden Köpfe gegen eine Mauer

¹ Hans Frick, Tagebuch einer Entziehung. Darmstadt: Luchterhand 1973. 216 S. Lw. 24,-.

geschlagen; Schaukeln des Oberkörpers. Ich zerschlug den Spiegel mit der Faust, sah das Blut, rannte ins Arbeitszimmer, wischte alle Bücher und Manuskripte vom Schreibtisch, warf die Schreibmaschine an die Wand, stolperte über den Papierkorb, fiel ...“ (13. Juni).

Die selbstauferlegte und nur hin und wieder von einem Arzt durch Spritzen unterstützte Entziehung fällt Hans Frick unter anderem auch deshalb so schwer, weil er – ohne Verpflichtung und Bindung lebend – keinen Sinn in ihr erkennt und vor allem keine Ziele und Aufgaben für die Zeit nach einer möglichen Heilung vor Augen hat. Das Schreiben allein erscheint ihm als zu schwacher Impetus. Immer wieder kreist Fricks Tagebuch um die Frage, warum er trinkt. Die Antwort findet sich in der Vergangenheit: Er hat getrunken, weil er seiner Angst entfliehen wollte und weil diese Fluchtversuche zu Beginn der Trunkenheit manchmal möglich schienen; und er hat dann weitergetrunken, um zu verdrängen, daß diese Flucht in Wahrheit undurchführbar ist. Die Angst und das Trauma sind in diesem Fall: der Vater, der gelbe Stern, die Kindheit im Krieg angesichts ständiger Bedrohung und Angst vor der Judenverfolgung, der grausame Tod der Mutter und vor allem der zehnjährige Sohn Henri, der 1968 durch einen Autounfall ums Leben kam. Ein weiterer Grund des Trinkens liegt in Fricks allzugroßer Sensibilität und in seiner Außen-seiterposition als Schriftsteller.

Das Tagebuch, die Auseinandersetzung Fricks mit seiner Vergangenheit, seinem jetzigen Zustand und seinen Lebensaussichten wird ehrlich, skeptisch, ja erbittert und selbstquälerisch geführt. Das ganze Buch ist frei von Stilisierung, Pathos und Selbstmitleid. Mitunter wirkt der Text schockierend, so kraß realistisch, deutlich und illusionslos schreibt und reflektiert Frick. Die kraftvolle, zum Teil

expressive Sprache weist Intensität und poetische Dichte auf. Ursprünglich hatte Frick bei seinen täglichen Aufzeichnungen während der Entziehung nicht an eine Veröffentlichung gedacht, sondern sie zur Analyse und Bewältigung seines tragischen Schicksals verfaßt. Dieses bedeutende Stück Bekenntnisliteratur verdeutlicht noch einmal die heute im Zeichen experimenteller Literatur nahezu verlorengegangene Funktion von Literatur als Lebenshilfe.

Da Frick seinen Lebenslauf als Teil einer Leidensgeschichte begreift, die nicht allein seine Geschichte ist, erweisen sich seine Tagebucheintragen als exemplarisch. Darüber hinaus kommt ihnen eine wichtige Rolle als Abschreckungsmittel im Kampf gegen den Alkoholismus zu. Allerdings versucht Frick an keiner Stelle, unmittelbar jemandem das Trinken auszureden. Vielmehr „begnügt“ er sich damit, seinen erbärmlichen Zustand, die verheerenden Nachwirkungen des Trinkens und die Sucht nach Alkohol während der Entziehung zu beschreiben.

Aus freien Stücken hat Hans Frick aufgehört zu trinken. Man erlebt mit, welche Kraft- und Willensanstrengung das erfordert, fragt sich, ob er durchhalten wird. Schließlich beläuft sich die allgemeine Rückfallquote auf über 70 Prozent. Das Bedürfnis zu trinken ist wie Gift in Fricks Blut. Immer wieder vermag er der Versuchung, die während der 181 geschilderten Tage so oft an ihn herantritt, zu widerstehen. Oft kauft er sich eine Flasche Alkohol, um ihn jedoch später wieder fortzuschütten. Einmal nimmt er sogar einen Schluck Kirschwasser, behält ihn lange im Mund und – spuckt ihn schließlich aus. Ist er schon geheilt? Die letzten Worte des Tagebuchs lauten (16. November): „Auf dem Schreibtisch steht eine Flasche Remy Martin.“

Thomas B. Schumann